

Eckart Roloff

Der Landpfarrer, der den Leserbrief erfand

Erinnerungen an Hermann Bräß*

*„Leserbriefschreiben gehört zu den
wenigen Möglichkeiten, Einsamkeit
und Geselligkeit zu verbinden.“*

Nach Lord Byron (1778–1824)

Hermann Bräß, genauer gesagt und gefragt Hermann Werner Dietrich Bräß oder Braess... Der Mann kann noch so viele Vornamen und Schreibweisen haben – wem sagen sie etwas? Fortgeschrittenen Pressehistorikern ist sein Name vielleicht einmal begegnet, doch eine Garantie gibt es dafür nicht. Der Mann ist ziemlich vergessen. Glücklicherweise stellt ihn die Doktorarbeit von Andrea Mlitz, Absolventin der Eichstätter Journalistik, unter dem Titel „Dialogorientierter Journalismus“ als Buch erschienen, sehr ausführlich und anschaulich vor.

Dialogorientierter Journalismus – was kann ein Pfarrer damit zu tun haben? Die Antwort ist so schlicht wie kurios: Dieser Mann hat den ersten Leserbrief zur Welt gebracht, der in einer – seiner – Zeitung erschien. Das geschah im November 1786 in Wolfenbüttel, der früheren Residenzstadt des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel, bekannt etwa durch die Herzog-August-Bibliothek, an der Leibniz und Lessing wirkten. Dort entstand bis 1779 unter mancher Turbulenz Lessings Fünfakter Nathan der Weise, der später das Etikett Religionsdrama erhält und Pflichtlektüre vieler Schülergenerationen wird. Dort war auch – der Zusammenhang ist zufällig – von 1609 an unter dem Titel „Aviso“ die zweitälteste Wochenzeitung der Welt herausgekommen. Die älteste erschien zum ersten Mal 1605, die „Relation“ des Straßburger Druckers Johann Carolus. Der war Sohn eines Pfarrers.

* Dieser Beitrag ist ein leicht gekürzter Vorabdruck aus dem Band von Eckart Roloff: *Göttliche Geistesblitze. Pfarrer und Priester als Erfinder und Entdecker*. Weinheim: Wiley 2010. Das Buch enthält zahlreiche weitere Darstellungen zu innovativ tätigen Theologen, darunter drei Porträts über Geistliche, die zu den Pionieren der Kommunikationsgeschichte zählen: der Franzose Claude Chappe (optische Telegrafie), der Brasilianer Roberto Landell de Moura (Funk) und der Österreicher August Musger (Kinotechnik).

Ein Pfarrer hat zu predigen und keine Leserbriefe zu erfinden, wird man denken. Doch wer genauer hinschaut, merkt, dass das nicht so weit auseinanderliegt, schon gar nicht nach einem modernen Verständnis von Kirche, von Mission, Verkündigung und Botschaft (Evangelium heißt bekanntlich frohe, gute Botschaft). Dennoch, der Weg dahin war weit.

Bei Andrea Mlitz erfahren wir, dass dieser Hermann Bräß – der eine Vorname mag nun genügen – am 12. Juni 1738 in der Braunschweiger Altstadt („auf der Kannengießerstraße“, wie er selbst einmal mitteilt) geboren wurde, ein paar Kilometer nördlich von Wolfenbüttel. Mark Opalka vom Stadtarchiv Braunschweig hat in alten Verpfände-, Kontrakt- und Häuserbüchern nachgeschaut und weiß, dass wir es mit dem Haus Nummer 17 in dieser Straße zu tun haben, zerstört im Zweiten Weltkrieg. Bräß' Vater war Knopfmachermeister, fertigte also allerlei Knöpfe, Gürtel, Quasten und Schleifen. Im Braunschweigischen hat auch der Sohn sein Leben zugebracht, über dessen erste Jahre nicht viel bekannt ist. In einer Skizze des Heimatforschers Fritz Barnstorff steht nur, dass er das Braunschweiger Katharineum besuchte.

Erst Studium in Helmstedt, dann Hauslehrer in Frankreich

Nach seinem 30. Geburtstag lebte Bräß fünf Jahre lang in Frankreich, als Hauslehrer. Zuvor hatte er in Helmstedt, der Stadt an der früheren deutsch-deutschen Grenze, Theologie studiert. Das war dort von 1576 bis 1810 möglich. Schließlich hatte der braunschweigische Herzog Julius in Helmstedt die erste protestantische Universität ganz Norddeutschlands gegründet. (Unter denen, die dort wirkten, war Giordano Bruno. Anno 1600 ließ die römische Kurie diesen Anhänger Kopernikus' verbrennen; 400 Jahre später nannte sie das ein Unrecht.) Aus Frankreich zurückgekehrt, wurde Bräß Pastor der Gemeinden Dettum und Mönchevahlberg östlich von Wolfenbüttel. Heute ist daraus der Evangelisch-lutherische Pfarrverband Dettum–Hachum–Mönchevahlberg–Weferlingen geworden.

In Dettum ist Bräß am 1. November 1797 gestorben, laut Barnstorff an der Brechruhr (oder Cholera), der schweren, damals weitverbreiteten Durchfallerkrankung. Sein Grab wurde offenbar schon vor langer Zeit aufgelassen; „der Friedhof ist inzwischen ganz anders gestaltet“, berichtet Ulrich Lincoln, der Pastor von heute. Er verweist darauf, dass es auf der Nordempore der alten Kirche St. Johannes Baptista in Dettum eine etwas versteckt angebrachte Gedenktafel gibt, mit diesem kargen Text:

HERM. W. D. BRAESS
Past. zu Dettum
geb. d. 12. Juni 1738 gest. d. 1. Nov. 1797
Hinterliess seine Ehefrau Aug. Cath. Steinbrück
4 Söhne u. 3 Töchter
Ps 103.17.18

Pastor Lincoln weiß, dass sein Ururvorgänger ein Glockenlied komponiert hat, das gelegentlich noch gesungen wird. Sonst aber erinnert nichts mehr an den Mann. Wie wäre es, eine Straße, einen Platz nach Bräß zu benennen, um ihn nicht mehr so zu verstecken? „Ja, das ist eine gute Idee“, meint Lincoln.

Was ist bekannt über Bräß und seinen Alltag? „Seine Arbeit wurde nicht mit Geld bezahlt, sondern ausschließlich in Naturalien“, notiert Andrea Mlitz. „Zu seinem Sprengel gehörten ein Obstgarten sowie Wiesen und Äcker, deren Erträge ihn und seine Familie ernähren sollten.“ Fritz Barnstorff schreibt über ihn als „Dorfpastor, der die bäuerliche Praxis genau kannte“ und bei der Seelsorge „tief in die ländliche Vorstellungswelt eindrang“.

Bräß verbringt mehrere Jahre auf dem Land, lebt mit und in seinen Gemeinden. Er heiratet die Pastorentochter Katharina Auguste Steinbrück, die sieben Kinder zur Welt bringt. 1786, bald 50 Jahre alt, fasst er einen auf den ersten Blick gerade absonderlichen Entschluss: Obwohl es dort bereits die alteingesessene Braunschweiger Postzeitung gibt, macht er eine eigene Zeitung auf, die jeden Mittwoch und Samstag erscheint, je nach Stoff hie und da sogar mit einer Beilage. Er gibt ihr einen ebenso raumgreifenden wie freundlichen Namen zugunsten vieler Zielgruppen: „Zeitung für Städte, Flecken und Dörfer, insonderheit für die lieben Landleute, alt und jung“.

Am 25. November 1786 erscheint deren Nummer 1 in Wolfenbüttel bei Christian Heinrich Bindseil, einem Buchdrucker, der einige Semester Theologie studiert hatte. Vorangegangen war ein ungewöhnlich langer Probelauf von „zehn vorläufigen Stücken“; das ist das, was man heute Nullnummern nennt. Das dazu nötige schriftliche Privileg kam vom braunschweigischen Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, der dabei sogar auf Zensur verzichtete.

Die Obrigkeit ist mehr als skeptisch

Die lieben Lands- und Landleute mochten solch eine Novität wohl, sonst hätte sich das Blatt nicht über Bräß' Todesjahr (1797) hinaus gehalten – die heutige „Wolfenbütteler Zeitung“, eine Lokalausgabe



Hermann Bräß

der „Braunschweiger Zeitung“, führt sich auf seine Erfindung zurück. Die theologische Obrigkeit aber war mehr als skeptisch. 1889 hat der Kirchengeschichtler Johannes Beste daran erinnert, dass zu Bräß' Zeiten in der Kirche ein „Banausentum“ aufkam. Kritisch merkt der offenbar historisch nicht besonders informierte Beste an: „Zahlreiche Mathematiker, Naturforscher, Mechaniker und Gesundheitsräte tauchten auf. Immer gab es Geistliche, die dergleichen Steckenpferde ritten. Die Beschäftigung der Geistlichen mit nichttheologischen Gegenständen wurde nun Modesache.“

Mit anderen Worten: Dergleichen Nebenarbeit war damals „in“, jedoch nicht zum ersten Mal. Sie gehörte sich aber nicht und machte viel Ärger, wenn nicht gar Kontrolle und Zensur drohten. Bräß umging manchen Kummer dadurch, dass er als Geist des Ganzen, als Herausgeber und Autor, anonym blieb. Erst nach seinem Tod wurde seine Funktion offiziell bekannt. Bräß verstand seine Zeitung als Teil der dringend nötigen Volksaufklärung; er wollte mit ihr auch gegen Aberglauben, Quacksalberei und Hexenverfolgung angehen. Damit konzipierte er „das erste eigens für die Belehrung der Unterschichten verfasste Nachrichtenblatt der deutschen Pressegeschichte“, urteilt der Historiker Martin Welke, der 2007 das Deutsche Zeitungsmuseum als Teil des Mainzer Gutenberg-Museums begründete. Welkes Kollege Holger Böning aus Bremen sagt es so: „Diese Zeitung ist ein Kind der Volksaufklärung, jener großen, von Geistlichen beider Konfessionen, Ärzten, Wissenschaftlern und Beamten getragenen Bürgerinitiative des aufgeklärten Säkulum, deren Ziel die Beeinflussung der Mentalität des ‚gemeinen Mannes‘ und die Vermittlung des aufklärerischen Gedankengebäudes an das ‚Volk‘ war.“

Zur Sache mit dem „gemeinen Mann“ ist anzumerken, dass Hermann Bräß auch hier eine moderne Linie verfolgt: Die Vignette im Kopf seiner Zeitung zeigt eine Frauengestalt als Sinnbild der Weisheit; sie lässt als Quelle der Nachricht bedruckte Blätter in alle Welt flattern.

Doch gibt es nur die eine Richtung, den Weg von der Quelle zum Publikum? Da denkt Bräß offenkundig anders. Er ist ein bewusster Beobachter seines Marktes – er drückt nämlich in seinem Blatt hin und wieder Leserlisten ab, so dass wir bis heute wissen, wie das mit den Abonnenten und der Verbreitung der Zeitung aussah, die auch auf den Postämtern vieler Städte Norddeutschlands zu kaufen war. Um von Anfang an Leser zu gewinnen und länger zu binden, gab Bräß die ersten beiden Ausgaben gratis ab und versuchte, seine Amtsbrüder in der Region Braunschweig/Wolfenbüttel zu Sammelbestellern zu machen – auch die Gläubigen in den Gemeinden sollten das Blatt lesen, das wegen des rot gedruckten Titels volkstümlich bald nur noch „Rothe Zeitung“ genannt wurde.

Bräß' Zeitgenosse Joachim von Schwarzkopf, einer der Väter der deutschen Zeitungswissenschaft und Autor des Bandes „Ueber Zeitungen“ (1795), weiß von diesem Periodikum, dass es „in Niedersachsen neben der Hamburger, vorzüglich in Dörfern, die gelesenste Zeitung ist“. Ein Grund dafür: „Sie liefert die politischen Nachrichten in einem zusammenhängenden und geordneten Vortrage.“ Andrea Mlitz nennt in ihrer Dissertation die Stoffe, die das Blatt aufgreift, nämlich vor allem Haus- und Landwirtschaft, Handel, Schule und Erziehung, Medizin, Wissenschaft, Erfindungen – über Braunschweig weit hinaus. Man könnte annehmen, dass auch die Kirchen ein bevorzugtes Thema sind, doch da denkt der Herr Pastor anders. Dazu Andrea Mlitz: „Das Thema Glaube und Moral, das in der Volksaufklärung von immanenter Bedeutung war, behandelt Bräß praktisch nie in eigenständigen Artikeln. Er lässt diesen umfassenden Themenkomplex immer wieder in die Berichterstattung einfließen, indem er ihn mit unterschiedlichen Themenkomplexen verknüpft (z.B. Gesundheit und Aberglaube); das Thema Moral taucht darüber hinaus immer wieder in Fragen, Aufgaben und Anekdoten auf.“

Das ist ein kluges Konzept: Die Leute nicht ständig mit „seinem“ Stoff zu behelligen oder gar zu langweilen, sondern fast beiläufig, subkutan arbeiten, Religiöses und Kirchliches als selbstverständlichen Teil des Alltags sehen und nutzen. Viele christlich orientierte Blätter setzen bis heute auf diese Strategie. Martin Welke meint dazu: „Von Anfang an tritt Bräß seinen Lesern nicht als Prediger, was er stets und mit Erfolg zu verbergen suchte, sondern als Landwirt entgegen.“

Die Forscher, die sich mit Bräß befasst haben, bescheinigen ihm außergewöhnliches Geschick in einem Gewerbe, das er nie gelernt hatte. Was Bräß ganz ohne solche Unterweisung betreibt, macht er bewusst, wie sein Konzept offenbart: „Die Rothe Zeitung ist groß und

leserlich gedruckt, ein wesentlicher Vorzug für viele Leser. Jeder, der lesen kann, versteht sie den Worten und Sachen nach.“ Neben dem größeren Schriftgrad arbeitet Bräß mit zwei Spalten statt der üblichen, viel zu langen einen Spalte, mit fett gesetzten Überschriften, wie es sie damals kaum gab, mit lesefreundlicher Luft zwischen den Zeilen. Der Kopf seines Blatts ist extra groß gesetzt, unübersehbar ins Bild gerückt; er füllt die erste halbe Seite.

Damit nicht genug der guten Ideen. Bräß nutzt sogar Infografiken, wie das heute heißt: Zu manchen Artikeln stellt er, um die Anschaulichkeit zu fördern, Landkarten (etwa zu Lothringen und den „Schauplätzen des Franzosen-Krieges“) und Abbildungen, darunter eine zur Guillotine. Wie hätten seine Leser sonst wissen können, wie das schreckliche Gerät wohl aussieht? A propos Guillotine – vermutlich schrieb Bräß sie Güjotine oder ähnlich. Er hatte nämlich die Angewohnheit, „alle schweren und gelehrteten Wörter“ zu vermeiden oder sie notfalls zu umschreiben. Mutig, mutig – und gar nicht dumm.

Fremde Begriffe, „die anders gelesen als geschrieben werden, sind so gedruckt, als sie müssen ausgesprochen werden“, weil sich die Leser nicht „durch eine falsche Aussprache bey andern lächerlich machen sollen“ – das schreibt der gute Mann genau so im Jahre 1791 in einer Beilage zu seinem Blatt. Respekt im wahrsten Sinn – das ist Rücksicht! Und er setzt tatsächlich Werdöng statt Verdun, Kurahsche statt Courage, Hiäne statt Hyäne, Robbespjähr statt Robespierre. Eine Fundgrube für die Lautschriftexperten und Phonetiker unserer Zeit (oder schreiben sie sich inzwischen Fonetiker)? Sprachen wie das Norwegische halten es übrigens ganz ähnlich: Da schreibt sich etwa die Boullionsuppe buljong, das Terrain terreq und die Fasson fasong.

„Eine Meisterleistung des 18. Jahrhunderts“

Der Hamburgische Correspondent bescheinigte dem Bräss-Blatt schon in ihrem Gründungsjahr ganz ohne Missgunst dies: „Eine Zeitung für die Landleute existiert sonst nirgends, diese ist die erste in ihrer Art, und offenbar die simpelste, leichteste und vielleicht einzige in ihrer Art, gesunde Vernunft und richtigere Begriffe dem Landmann in die Hände zu spielen.“

Holger Böning formuliert über 200 Jahre später den Befund, die „Rothe Zeitung“ gelte „als eine der journalistischen Pionier- und Meisterleistungen des 18. Jahrhunderts“. Hat der angeblich aufgeklärte Mensch von heute in der Schule je davon gehört? Nein, sicher

Zeitung
für
Städte, Flecken und Dörfer,
insonderheit
für die lieben Landleute
alt und jung.

I. Stück. Sonnabend, den 25. November 1786.

Aus dem Braunschweigischen.

An die lieben Landleute.

Meine lieben Freunde! wir lesen manchmal die Zeitung, und es gefällt uns vieles, was wir darin lesen. Man hört und sieht denn doch, wie es in der Welt hergeht, da giebt es Gutes und Böses durch einander. Dieses Lesen und Wissen hat sein Angenehmes, auch sein Nüchternes, und macht klug. Deswegen gefällt mir unser Nachbar Heinrich, der liest die Zeitungen, wo er anspannen, und kann mitsprechen, und ist kein dummer Mann. Wie oft lernt man auch was aus den Zeitungen, das man wieder brauchen kann in der Haushaltung, beym Ackerbau, beym Vieh,

in Küche und Keller oder sonst, davon man reinen Profit hat. Darum wäre es immer gut, wenn wir die Zeitungen nur öfter lesen. Aber das ist denn auch oft verzweifelt schwer. Die Zeitungen sind so groß, so weitläufig, oft ganze Bogen lang, da vergeht einem die Geduld, und unser einer hat mehr zu thun, als Zeitungen zu lesen: Und hat man denn erst einmal angefangen, so will man doch das Ende gern wissen, und das erfordert Zeit; ich weiß, wie mirs selbst geht. Dann steht so viel von hohen Dingen darin, von Kaisern und Potentaten, von Ländern und Reichen, die man nicht alle kennt; was die Zeitungsschreiber politisch heissen. Dann wieder so was hochgelahrtes, das man gar

Die „Zeitung für Städte, Flecken und Dörfer, insonderheit für die lieben Landleute, alt und jung“

nicht. „Schreiben wie Pfarrer Bräß“ wurde kein geflügeltes Wort, nur „rechnen wie Adam Riese“.

Noch eine Stimme der Gegenwart, die des Philologen Peter von Polenz, ist voller Bewunderung für Bräß. Er bescheinigt ihm einen „argumentativ klaren, ganz schlichten, modern-medienwirksam anmutenden Satzbau“. Polenz meint sogar, dass sich in dieser Zeitung „eine satzstilistische Kontinuität von den Flugschriften um 1525 bis zum Sprachstil in der Frühzeit der Arbeiterbewegung offenbart“. Anstatt der verschlungenen, ausgeplusterten Verwaltungssprache gebe es bei Bräß „nur kurze Teilsätze, nur notwendige Nebensätze“, „keine weiten Satzklammern, keine erweiterten Attributgruppen, keine afiniten Nebensätze“. Soweit das markante philologische Attest.

Doch es kommt mit Bräß noch schöner, denn dieser Gottesmann und wache Geist hat einen weiteren Geistesblitz parat. Er will nicht von oben herab dozieren und in nur einer Richtung agieren. Vielmehr „bemühte er sich von der ersten Nummer an, ein enges Verhältnis zu seinen Lesern herzustellen“, schreibt Andrea Mlitz. Bereits in der Ausgabe Nummer 1 von 1786 findet sich der „Brief von einer Gevatterin an eine andere“ (er denkt also gleich an zwei Frauen im Publikum, eine Revolution für sich), in dem Ratschläge zum Holzsparen vermittelt werden. Auch das ist kein übler Einfall und unter der Rubrik Energiesparen aktuell bis heute. Doch wer mag diesen Brief in der ersten offiziellen Ausgabe geschrieben haben? Das war wohl der Redakteur, vermutet die Doktorarbeit, und spricht von einem „Kunstgriff“.

Der spitznäsig Pastor mit der fingierten Feder

In derselben Ausgabe steht dann auch schon ein richtiger Leserbrief, doch ein ganz richtiger kann auch der noch nicht sein. Er stammt aus der Feder von „Jeremia Friedlieb“. Schon diese Namenswahl unter der Überschrift „Herr Zeitungsschreiber! Um Liebe und Frieden willen“ ist wohl mehr als ein dezenter Hinweis darauf, dass der Pfarrer und Volksaufklärer Bräß hier als kleiner Satiriker auftritt, zumal die Zeilen kräftige Werbung für sein gerade geschaffenes Printprodukt enthalten. „Ach, er war schon ein Schalk, dieser hagere, spitznäsig Pastor“ – so sieht ihn Fritz Barnstorff in der zitierten Skizze. Er nennt ihn „eine der sympathischsten Persönlichkeiten unserer heimatlichen Geistesgeschichte“, dem man „eine der erfreulichsten Erscheinungen der Journalistik von damals bis heute“ verdanke.

Leserbriefe heute: Es geht nicht ohne strenge Regeln

Analysen und Umfragen zeigen, dass Leserbriefe zu einem stark beachteten Teil der Printmedien geworden sind. Doch gelegentlich gibt es darüber Streit zwischen Schreibern und Angeschriebenen. Dazu hat der Deutsche Presserat, ein Selbstkontrollorgan der deutschen Zeitungshäuser, innerhalb seines seit 1973 immer wieder angepassten Kodex die Richtlinie 2.6 erlassen. Darin heißt es nach der Fassung vom 3. Dezember 2008 (Auszug):

- (1) Bei der Veröffentlichung von Leserbriefen sind die Publizistischen Grundsätze zu beachten. Es dient der wahrhaftigen Unterrichtung der Öffentlichkeit, im Leserbriefteil auch Meinungen zu Wort kommen zu lassen, die die Redaktion nicht teilt.
- (2) Zuschriften an Verlage oder Redaktionen können als Leserbriefe veröffentlicht werden, wenn aus Form und Inhalt erkennbar auf einen solchen Willen des Einsenders geschlossen werden kann. Der Verfasser hat keinen Rechtsanspruch auf Abdruck seiner Zuschrift.
- (3) Es entspricht einer allgemeinen Übung, dass der Abdruck mit dem Namen des Verfassers erfolgt. Nur in Ausnahmefällen kann auf Wunsch des Verfassers eine andere Zeichnung erfolgen. Besteht Zweifel an der Identität des Absenders, soll auf den Abdruck verzichtet werden. Die Veröffentlichung fingierter Leserbriefe ist mit der Aufgabe der Presse unvereinbar.
- (4) Änderungen oder Kürzungen von Zuschriften ohne Einverständnis des Verfassers sind grundsätzlich unzulässig. Kürzungen sind jedoch möglich, wenn die Rubrik Leserzuschriften einen regelmäßigen Hinweis enthält, dass sich die Redaktion bei Zuschriften, die für diese Rubrik bestimmt sind, das Recht der sinnwahrenden Kürzung vorbehält. Verbietet der Einsender ausdrücklich Änderungen oder Kürzungen, so hat sich die Redaktion, auch wenn sie sich das Recht der Kürzung vorbehalten hat, daran zu halten oder auf den Abdruck zu verzichten.
- (5) Alle einer Redaktion zugehörenden Leserbriefe unterliegen dem Redaktionsgeheimnis. Sie dürfen in keinem Fall an Dritte weitergegeben werden.

In diesem Brief geht es erneut um eine Frau. Jeremia Friedlieb behauptet von ihr, dass sie ausschließlich die neue lokale Zeitung lese, mit viel Gewinn, während deren Ehemann zu mehreren großen („fremden“) Blättern greife, aber danach „eben so klug als vorher“ bleibe. Diese Wissensdiskrepanz zulasten des verärgerten Gatten führt zu dicker Luft namens Ehezwist; auch das steht in diesem noch nicht ganz echten Leserbrief.

Richtige sollten ihm bald folgen. Sie nutzten ein wunderbares fürstliches Privileg jener Region: Nicht nur die Zeitungsexemplare wurden portofrei (damals „postfrey“) vertrieben, sondern auch die Briefe an die Redaktion nach Braunschweig oder Wolfenbüttel. Freilich verbittet sich Bräß Zuschriften ohne Angabe des Absenders, lässt aber dann doch Ausnahmen von der bis heute geltenden Grundregel zu. Auch für die Themen, die die Briefe behandeln, ist ein unverändertes Prinzip maßgebend: Sie sind ein Feedback auf Artikel der Zeitung; sie greifen meist etwas auf, was darin zu lesen war. Dazu Mlitz in ihrer Dissertation: „Anlass für Leserbriefe an die Rothe Zeitung waren neben praktischer Lebenshilfe vor allem Meldungen über Wunderheiler und Scharlatane, Kriminalität in der Region und andere Themen, bei denen jeder mitreden konnte.“

Nicht selten gefällt es dem Zeitungsmacher Bräß, das anzufügen, was man seit langem einen Redaktionsschwanz nennt: eine Anmerkung von ihm, mal zustimmend, mal abwehrend, oft erläuternd. Er nennt die Schreiber sogar „meine resp. Herren Correspondenten“. Demnach müssen die Briefe fast durchweg von Männern stammen, wie das auch heute noch ist. Damit erhebt er sie in einen Rang, der nach modernem Verständnis nur professionellen Journalisten außerhalb einer Zentralredaktion zusteht.

Gleichberechtigt: Profis und Amateure

Was sie schreiben, wird übrigens meist nicht separat platziert (und damit manchmal versteckt), sondern kommt unmittelbar dorthin, wo auch die redaktionellen Beiträge stehen – eine bemerkenswerte, heute undenkbare Gleichberechtigung zwischen Profis und Amateuren. Ein Standardproblem des Pressealltags kannte auch Bräß schon: Platzmangel. Oft konnte er nicht so viele Briefe abdrucken, wie er wollte; seine Zeitung umfasste ja in der Regel gerade mal vier Seiten, nur ausnahmsweise acht. Aber vielleicht war der Hinweis auf fehlenden Platz bloß eine kleine lässliche Notlüge des Pfarrers, die ihm der Herrgott im Interesse publizistischer Qualität gewiss nachsah. Warum machte Bräß das alles? Er wusste genau, dass solche Briefe interessante

Nachrichten enthalten können, dass sie aufklären, Ratschläge geben, auf Unbekanntes hinweisen, Abwechslung bieten. Das alles war nach seinem Sinn. Etwas kommt hinzu: „Einsendungen aus dem Publikum suggerieren Resonanz; wenn darin das Blatt sogar gelobt wird, bezeugt dies dessen Beliebtheit“, weiß Andrea Mlitz.

Und den Lesern, die nun einmal – auch das gilt unverändert – gern ihren Namen in der Zeitung stehen sehen, verhilft Bräß zu diesem wahrhaft eindrucksvollen Erlebnis. Vermutlich war es für fast alle eine Premiere, von sich etwas zu lesen und sogar verbreitet zu wissen – und das kostenfrei! An dieser Attraktion hat sich nichts geändert. Vor langer Zeit stellte Wolfgang Risse, damals Leserbriefredakteur der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“, fest, dass der Glaube an die Allmacht der Presse sehr groß sei. Viele Leser wollten diese Allmacht auf ihre Seite ziehen – und er müsse immer wieder klarmachen, dass die Zeitung „weder der liebe Gott noch ein Zauberkabinett“ sei.

Pionier Bräß jedoch freute sich über die Zugkraft seines Blattes, dessen Auflage sich in wenigen Jahren auf gut tausend Exemplare verdoppelte. Wie viele Leserbriefe ihn wann erreichten, ist nicht mehr zu eruieren. Die Doktorandin hat aber präzise durchgezählt, wie viele gedruckt wurden. Es fing mit vier Briefen anno 1786 an, steigerte sich in den folgenden drei Jahren auf 16, 27 und 24. In der Zeit danach sind es höchst unterschiedlich zwischen einem und 16. Unter dem Strich kommt man auf 119 in zwölf Erscheinungsjahren (und ungefähr 1250 Ausgaben), durchschnittlich also pro Jahr auf rund zehn.

Verblüffend ist die Beobachtung von Mlitz, dass die Zahl der Briefe umso deutlicher sinkt, je mehr sich politische Nachrichten im Blatt finden. Ein kräftigeres Echo gibt es hingegen, wenn viel zur Lebenswelt der Leser berichtet und so ihr Aufklärungsbedarf befriedigt wird. Das gilt vor allem für lokale Vorgänge, für die Themen Gesundheit, Land- und Hauswirtschaft. Warum ist das so?

Die eigene Meinung ist kaum entwickelt

Andrea Mlitz klärt das Publikum von heute auf: „Innenpolitische Nachrichten fehlten aufgrund rigider Zensurpolitik fast gänzlich, und Kommentierungen waren nicht zugelassen.“ Sich eine Meinung zu bilden, als einfacher Bürger, als Untertan, das war noch unterentwickelt. Doch während in Preußen Friedrich der Große regiert (bis 1786), in Österreich Maria Theresia (bis 1780) und in Russland Katharina die Große (bis 1796), brechen sich Reformbewegungen Bahn. Aufklärung ist das große Thema, die literarische Epoche des Sturm und Drang. Frankreich debattiert heftig über neue Theorien (und Wirklichkeiten)

im Staat generell und in Monarchien speziell, in Wirtschaft, Religion und Recht, in Paris und anderswo steht die Revolution von 1789 vor der Tür. Friedrich der Große lässt – in Maßen – Meinungs- und Religionsfreiheit zu, die Folter wird abgeschafft. In Wolfenbüttel wird von 1798 an die einst so wehrhafte Festung geschleift.

Und im kleinen Dettum sitzt ein Landpfarrer, predigt viel, liest und schreibt liebend gern, wird zum Zeitungspionier, erschafft nebenbei den Leserbrief – seine kleine Revolution. Wichtig ist sie bis heute, zudem weiterentwickelt durch das weltweite Bloggen und Twittern. Eine Zeitung unserer Zeit ohne Leserstimmen – unmöglich! Merkwürdig nur, dass Fernseh- und Radiosender die Chance ignorieren, aus ihren Zuschriften anregende Sendungen zu machen und bereichernde Debatten ins Programm zu nehmen; es sind ja nicht nur Kritikaster und Querulanten, die sich zu Wort melden. Gut 200 Jahre nach dem Aufbruch wird es zu den Strategien mancher Unternehmen, etwa der Deutschen Bahn, gehören, ihre Mitarbeiter gezielt aufzufordern, Leserbriefe zu schreiben, damit die Öffentlichkeit auf das abfährt, was die Konzernspitze ansteuert: die Privatisierung des Unternehmens.

Literatur

- Barnstorf, Fritz (1966): Pastor Hermann Braess, der Dettumer Bote und Braunschweigische Hausfreund mit seiner „Rothen Zeitung für die lieben Landleute“. In: Braunschweigische Heimat, 52. Jg., S. 128-134.
- Beste, Johannes (1889): Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche von der Reformation bis auf unsere Tage. Braunschweig.
- Böning, Holger (2005): Die „Zeitung für Städte, Flecken und Dörfer, insonderheit für die lieben Landleute, alt und jung“ – eine erste erfolgreiche „Volkszeitung“ des 18. Jahrhunderts. In: Albrecht, Peter/ Böning, Holger (Hg.): Historische Presse und ihre Leser. Bremen, S. 227-264.
- Mlitz, Andrea (2008): Dialogorientierter Journalismus. Leserbriefe in der deutschen Tagespresse. Konstanz (Druckfassung der Eichstätter Dissertation).
- Polenz, Peter von (1994): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band 2: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin.
- Stockinger-Ehrnstorfer, Karin (1980): Der Leserbrief. Salzburg (Phil. Diss.).
- Welke, Martin (1986): Eine journalistische Pionierleistung. In: 200 Jahre Wolfenbütteler Zeitung. Sonderausgabe vom 25. November 1986, S. II-V.
- Eine Ausgabe der Zeitung für Städte, Flecken und Dörfer, genannt Rothe Zeitung, gibt es im Olms-Verlag, Hildesheim, New York 1993, nur als Microfiche-Edition (Diazofiche 368 Euro, Silberfiche 410 Euro).